Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Seine Frau
Autor: Haemig, Lucie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572253

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein Stück nach dem andern in seinen grünen Kreis, überflog da einen Sumpf mit flüsterndem Grün, dort ein Steingeröll mit jungem zähem Nadelgehölz.

In der Stadt hausten am Ende keine Bürger mehr, nur noch Gesindel und unholdes, wildes Volk, das in den schiefen, einsinkenden Palästen der Vorzeit Obdach nahm und in den ehemaligen Gärten und Straßen seine magern Ziegen weidete. Auch diese letzte Bevölkerung starb allmählich in Krankheiten und Blödsinn aus, die ganze Landschaft war seit der Versumpfung vom Fieber heimgesucht und der Verlassenheit anheimgefallen.

Die Reste des alten Rathauses, das einst der Stolz seiner Zeit gewesen war, standen immer noch sehr hoch und mächtig, in Liedern aller Sprachen besungen und ein Herd unzähliger Sagen der Nachbarvölker, deren Städte auch längst verwahrlost und deren Kultur verwildert war. In Kinderspukgeschichten und melancholischen Hirtenliedern tauchten entstellt und verzerrt noch die Namen der Stadt und der gewesenen Zeit gespenstisch auf, und Gelehrte ferner Völker, deren Zeit jetzt blühte, kamen selten auf gefährlichen Forschungsreisen in die Trümmerstätte, über deren Geheimnisse die Schulknaben entfernter Länder sich begierig unterhielten. Es sollten Tore von reinem Gold und Grabmäler voll von Edelsteinen dort sein, und die wilden Hirtenstämme der Gegend sollten aus alten fabelhaften Zeiten her verschollene Reste einer tausendjährigen Zauberkunst bewahren.

Der Wald aber stieg weiter von den Bergen her in die Ebene, Seen und Flüsse entstanden und vergingen, und der Wald rückte vor und ergriff und verhüllte langsam das ganze Land, die Reste der alten Straßenmauern, der Paläste, Tempel, Museen, und Fuchs und Marder, Wolf und Bär bevölkerten die Einöde.

Ueber einem der gestürzten Paläste, von dem kein Stein mehr am Tage lag, stand eine junge Kiefer, die war vor einem Jahre noch der vorderste Bote und Vorläufer des heranwachsenden Waldes gewesen. Nun aber schaute auch sie schon wieder wohl eine Meile weit auf jungen Wuchs hinaus.

„Es geht vorwärts!“ rief ein Specht, der am Stamme hämmerte, und sah den wachsenden Wald und den herrlichen, grünenden Fortschritt auf Erden freundlich an.

Seine Frau.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Maria-Louise richtete sich aus ihren Kissen auf und starrte mit schläfrigen Augen in das Licht der elektrischen Stehlampe, die auf ihrem Nachttisch stand. Sie hatte geschlafen und war dann an einem Geräusch wieder aufgewacht. Offenbar war es das Signal des letzten einfahrenden Zuges gewesen, das sie gehört hatte. Jetzt war es wieder ganz stille. Der Schnee, der draußen lag, dämpfte jeden Laut von der Straße her. Es kam sehr oft vor, daß Maria-Louise so mitten in der Nacht aufwachte. Sie las dann zuweilen ein wenig oder, wenn sie gar keinen Schlaf mehr finden konnte, hüllte sie sich in ihre Bettdecke ein und huschte zu ihren zwei kleinen Mädchen hinüber. Die schliefen immer so fest, daß man sie ungestört im Schlaf betrachten konnte. Ja, man brauchte sich selbst kein Gewissen daraus zu machen, sie im Schlaf zu küssen.

Maria-Louise wandte jetzt den Kopf und sah nach dem Fenster hinüber. Sie fand es so heiß im Zimmer, und doch stand der obere Flügel offen. Auch fühlte sie plötzlich, daß sie Herzklopfen hatte. Aber das war wohl alles nur Einbildung. Siril konnte doch unmöglich mit diesem letzten Zug angekommen sein. Der Vortrag hatte bis um acht Uhr gedauert, und nachher war das Dîner beim Konsul gewesen. Da war es beinahe ausgeschlossen, daß er heute noch kam. Wenn er aber trotzdem kommen sollte? Tat sie da nicht besser, wach zu bleiben ... Sie erinnerte sich jetzt, daß er bei seinem Weggang so erkältet gewesen war. Vielleicht tat ihm jetzt ein heißer Tee gut. Auch hatte sie eine solche Abneigung gegen Begrüßungen am Frühstückstisch. Gewöhnlich waren

Marlies und Inge schon in der Schule, und dann saß sie allein mit ihm an dem großen runden Tisch, und von den Fenstern fiel soviel grelles Licht herein ... Nein, nein, sie wollte unbedingt auf ihn warten. Wenn er heute noch kam, so mußte er in einer Viertelstunde hier sein.

Sie lehnte sich jetzt wieder in die Kissen zurück und schloß die Augen. Das Licht hatte sie ganz wach gemacht. Draußen im Korridor hörte man Wulff auf- und abgehen. Der Hund schien auch keinen rechten Schlaf zu finden. Vielleicht hatte auch er das Gefühl, daß sein Herr diese Nacht noch kommen mußte. Maria-Louise richtete sich nochmals auf und drehte das Licht der Stehlampe ab. Sie wollte erst wieder anzünden, wenn Siril in sein Zimmer trat. Dann sah es ganz so aus, als wenn sie eben aufgewacht wäre. Er würde ihr dann noch einen guten Abend wünschen und hierauf seine Türe schließen. Und dann konnte sie wieder ruhig weiter schlafen.

Wulff hatte sich jetzt mit einem knurrenden Laut vor ihre Türe gelegt. „Er scheint es nun doch aufgegeben zu haben, daß sein Herr diese Nacht noch kommt," sagte sie sich. „Tiere sind klug und lassen sich von Instinkten leiten. Auch ich werde gut tun, nun wieder zu schlafen; die Viertelstunde muß ja längst herum sein." Sie tastete im Dunkeln nach ihrer Uhr. Soviel sie sich erinnern konnte, hatte sie sie beim Zubettegehen vergessen aufzuziehen.

Von der Straße her kam jetzt ein Geräusch. Es klang wie das Rollen eines abziehenden Donners. Sie wußte nun, daß es zwölf Uhr war. Um zwölf Uhr wurde das Restaurant an der Promenade oben geschlossen. Sie fühlte plötzlich, wie eine große Müdigkeit sie überkam. Ein fernes, einschläferndes Summen lag ihr in den Ohren ... Gleich darauf schlug sie wieder die Augen auf. Irgendwo aus der Ferne tönte das Schellengeläute eines Schlittens zu ihr herüber. „Nun kommt er doch noch," sagte sie sich. Sie saß jetzt ganz aufrecht, strich sich das lose Haar zurück. Dabei fühlte sie wieder deutlich, daß sie Herzklopfen hatte. Merkwürdig schwer und beklommen wurde ihr. „Mein Gott," sagte sie ganz leise, „warum nur bin ich wach geblieben?"

Der Schlitten war am Haus vorübergefahren. Das Schellengeläute verlor sich langsam in der Ferne. Es hörte sich an, als wenn sich irgendwo in der Nacht ein Zicklein verirrt hätte. Maria-Louise sank langsam in ihre Kissen zurück. Es war ihr jetzt plötzlich ganz klar, daß sie Angst gehabt hatte. Angst vor etwas, das kommen mußte. Und diese Angst war nicht von gestern oder heute, nein, sie hatte ihr schon seit Wochen, seit Monaten in den Gliedern gelegen. Seit dem Tag, da sie mit den Kindern in die Ferien nach Schwarzsee reiste. Ja, damals hatte es begonnen. Siril hatte versprochen nachzukommen und war dann doch zu Hause geblieben. Angeblich um ein Theaterstück fertig zu schreiben, das noch im Dezember aufgeführt werden sollte. Als sie dann aus den Ferien kam, fand sie ihn schlecht aussehend und nervös. Auch schien er soviel wie nichts gearbeitet zu haben. Vierzehn Tage darauf reiste er nach Wiesbaden. Da er nicht wußte, in welchem Hotel er absteigen würde, schrieb sie ihm poste restante. Nach vier Wochen kamen die beiden Briefe wieder zurück. Nun wußte sie, daß er nicht in Wiesbaden gewesen war. Seit jenem Tag zitterte sie vor jedem Alleinsein mit ihm. Denn einmal mußte es ja kommen, das Schreckliche. Sie fühlte ganz deutlich, daß es kommen mußte ...

Wulff hatte plötzlich wieder zu knurren angefangen, dann hörte man ihn mit einem winselnden Laut von der Strohmatte aufspringen. „Jetzt ist er da!" sagte sich Maria-Louise. „Vielleicht steht er schon draußen im Korridor und streichelt Wulff den Kopf. Und ich habe die Lampe angezündet und wollte doch warten ... Mein Gott, warum nur hab' ich die Lampe angezündet?" Sie konnte plötzlich nicht mehr weiter denken. Eine eisige Kälte stieg ihr von unten den Körper herauf und schüttelte sie, als wenn sie Fieber hätte.

Im Korridor hörte man jetzt Siril mit dem Hund sprechen. Das Tier schien sich nur langsam zu beruhigen. Es jammerte in seiner Freude wie ein kleines Kind und schlug fortwährend hart mit dem Schwanz gegen das Getäfel an.

Maria-Louise lag jetzt ganz still. Sie

hatte keine Angst mehr. Nur so leer war ihr ... so furchtbar leer.

Siril hatte in seinem Zimmer Licht gemacht. Dann hörte man ihn heftig husten. „Wie erkältet er noch immer ist," dachte sie. „Ich will aufstehen und ihm einen Tee machen. Aber das kann ich wohl erst tun, wenn er bei mir gewesen ist... vorher nicht, nein, vorher sicher nicht. Aber er muß es ja sehen, daß ich in meinem Zimmer noch Licht habe." Sie hörte ihn jetzt einen Schrank öffnen und ebenso geräuschvoll wieder schließen. Dann ging er im Zimmer auf und ab. Auf dem Teppich klangen seine Schritte weich und gedämpft. Maria-Louise rührte sich nicht. Sie blickte in einem fort starr nach der Türe hin. Und dabei vermochte sie nichts anderes zu denken, als: „Was soll ich tun, wenn er jetzt nicht kommt... Was soll ich tun?"

Im Zimmer nebenan war es still geworden. Dann hörte man Schritte. Sie kamen direkt auf ihre Türe zu. Im nächsten Moment stand Siril auf der Schwelle. Er sah gerade zu ihr herüber und sagte mit der Stimme eines verwöhnten Kindes: „Ich bin müde."

„Ich will dir noch einen Tee machen," sagte Maria-Louise. „Du bist noch so erkältet."

„Nein, bitte laß das!" wehrte er. „Ich habe eben vorhin im Bahnhof noch einen Grog getrunken."

Er war vor ihren Spiegelschrank hingetreten und betrachtete sich darin, als wenn es sich jetzt darum handeln könnte, Toilette zu machen. Dann schob er langsam beide Hände in die Hosentaschen und sah mit demselben kritischen Blick an seinem eleganten Abendanzug hinunter. Schließlich ging er noch daran, seine Schuhe einer Prüfung zu unterziehen.

„Wie gleichgültig ich ihm geworden sein muß," dachte Maria-Louise, „daß er sich in meiner Gegenwart so gehen läßt." Und gleich hinterher sagte sie sich: „Ich hätte ihm doch noch einen Tee machen sollen. Er sieht so elend aus."

Siril richtete sich jetzt wieder auf und sah zum Fenster hinaus. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber aus der abgewandten Haltung seines Kopfes erriet sie, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders war. So, wie er vorhin mit ausgesuchter Aufmerksamkeit sein eigenes Ich betrachtet hatte, so gab er sich jetzt in ihrer Gegenwart einem rücksichtslosen Träumen hin.

Maria-Louise schloß die Augen. Es widerstrebte ihr, ihn jetzt noch länger anzusehen. Ganz still war es im Zimmer geworden. Dann tönte irgendwo aus der Ferne der Schrei eines Käuzchens zu ihnen herüber. Gleich darauf schlug in der Nachbarschaft ein Hund an.

Siril wandte sich jetzt langsam vom Fenster ab. „Also, wie geht es dir?" fragte er in einem Ton, als wenn ihn eben vorhin jemand zu dieser überflüssigen Frage aufgefordert hätte.

Maria-Louise fühlte, wie ihr das Blut langsam in die Schläfen stieg. „Danke," sagte sie leise, „ich habe mich über nichts zu beklagen."

„So, dann bist du ja sehr glücklich!" Aus seiner Stimme klangen Spott und Vorwurf. Sie sah ihn an und versuchte zu reden. Irgend etwas mußte doch zu ihrer Verteidigung gesagt werden. Aber es fiel ihr nichts ein — gar nichts. Nicht ein einziges, armseliges Sätzlein.

Siril war an das Fußende ihres Bettes getreten und starrte sie an, als wenn ihre Hülflosigkeit ihm ein körperliches Unbehagen einflößen würde.

Sie verlor unter diesem Blick noch vollends die Fassung. „Geh, laß mich jetzt allein," bat sie gequält.

Er trat augenblicklich von ihrem Lager zurück. Aber nicht um sie allein zu lassen, sondern um in einiger Entfernung wieder stehen zu bleiben. Da sagte sie beinahe hastig: „Der obere Flügel des Fensters steht offen... Du wirst dich noch mehr erkälten ..."

Er antwortete nicht. Er sah sie nur immer an, als wenn er etwas sehr Merkwürdiges vor sich hätte. Und plötzlich sagte er beinahe sanft: „Ich hoffe, daß du dich noch einmal gut verheiraten kannst. Du hast einen Genre, der den meisten Männern gefällt."

Sie sah ihn aus weit geöffneten Augen starr an, dann lief ein nervöses Zittern durch ihren Körper.

„Bitte, weine jetzt nicht," bat er. „Wir müssen über alles das doch endlich ein-

mal reden. Du wirst doch zugeben müssen, daß es so nicht weitergehen kann."

„Ja, ja!" schluchzte sie auf. „Aber die Kinder... Es sind jetzt doch zwei Kinder da!"

„Ja, natürlich," sagte er ganz ernsthaft. „Denen geschieht doch aber nichts. Oder hast du Angst, ich würde sie dir wegnehmen?"

Maria-Louise hörte einen Moment zu schluchzen auf. Dann aber packte sie der Jammer nur umso stärker. „Mein Gott, mein Gott!" stöhnte sie ganz fassungslos und vergrub ihr heißes Gesicht in den Kissen.

Siril war mit den Händen in den Hosentaschen ans Fenster getreten. Sein schmales hübsches Gesicht hatte plötzlich einen kühl abweisenden Ausdruck angenommen. „Du glaubst nun natürlich, daß dir bitter Unrecht geschieht," begann er in einem seltsamen Erzählerton. „Bei euch Frauen ist ja das immer das Nächste. Ihr könnt eben nicht logisch denken, könnt keine Konsequenzen ziehen. Ich habe mich nie besser gemacht, als ich bin; das wirst du zugeben müssen. Und mehr als einmal habe ich dir auch gesagt, daß es nicht einerlei sei, ob du einen Künstler heiratest oder irgend einen gutmütigen Trottel, der dir noch im Schlaf das Einmaleins hersagt. Aber du hast es ja so gewollt und dich weiß wie vernünftig gestellt. Jetzt natürlich erweist sich das alles als eine Seifenblase. Man sollte euch Frauen eben nie etwas glauben. Ihr stellt die besten Vorsätze auf, aber damit ist es dann auch fertig." Hier brach Siril plötzlich ab. Er fand, daß er nun genug geredet hatte. Auch war ihm von der Anstrengung ganz heiß geworden. Tatsache war eben doch, daß er sich nicht wohl fühlte. Er wandte den Kopf und sah zu Maria-Louise hinüber. Als er aber sah, daß sie in einer Art aussichtsloser Schwäche weiter schluchzte, wandte er sich rasch ab und riß das Fenster auf. Ein Strom kalter Nachtluft floß ins Zimmer. Die weißen Gardinen blähten sich wie Segel auf.

Maria-Louise lag jetzt ganz still. Sie hatte den Kopf etwas nach der Seite hin gelegt. Es sah aus, als wenn sie schlafen würde.

Siril stand noch immer am Fenster. Er hatte den Kragen hoch geschlagen und blickte irgendwohin in die Nacht hinaus. Draußen an der Türe hatte Wulff leise, aber eindringlich zu kratzen begonnen. Er hatte seinen Herrn reden gehört und hätte wissen mögen, was aus ihm geworden war. Die plötzliche Stille kam ihm merkwürdig vor.

„Auch den Hund wirst du verlieren," dachte Maria-Louise, „auch den Hund!" Und dann war sie mit ihren Gedanken plötzlich bei dem offenen Fenster drüben. Es war wahnsinnig, mit einer solchen Erkältung vor einem offenen Fenster zu stehen. Wenn er jetzt nicht gleich davon zurücktrat, wollte sie ihn darauf aufmerksam machen. Er hatte sich vergessen, und sie, sie durfte selbst in Gedanken nicht zur Verbrecherin an ihm werden. Schon öffnete sie die Lippen, da vernahm sie plötzlich ein Geräusch. Es war das feine Knistern von Papier. Das Wort erstarb ihr wieder auf den Lippen. „Mein Gott," sagte sie sich, „jetzt liest er einen Brief von ihr — und dies in meiner Gegenwart... Ist es möglich, daß ein Mensch so etwas tut?" Sie lag einen Augenblick wie gelähmt. Dann öffnete sie, einem schmerzlichen Zwange gehorchend, die Lider. Richtig, da stand er und las! Las in einem mattvioletten Brief mit der Hingabe und Gründlichkeit eines Jungen, der seinen ersten Liebesbrief in den Händen hält ....

Maria-Louise schloß die Augen wieder. „Ich muß jetzt schlafen," sagte sie sich. „Ich kann nicht mehr... Es ist genug für heute... Ich kann einfach nicht mehr..."

II.

Maria-Louise hatte allein gefrühstückt. Dann saß sie mit den Händen im Schoß am Fenster und versuchte darüber nachzudenken, wie sich ihr Schicksal in den nächsten Tagen gestalten mußte. Sie hatte den Gedanken erwogen, an die Eltern zu schreiben und sie um vorläufige Aufnahme für sie und die Kinder zu bitten. Aber das konnte sie wohl erst tun, wenn sie mit Siril geredet hatte. Vorher nicht. Nein, vorher sicher nicht. Sie war fast dankbar für die kurze Gnadenfrist, die ihr noch blieb. Denn es war schrecklich, einen solchen Brief schreiben zu müssen. Ihr ganzes Wesen bäumte sich dagegen

Max Buri (1868—1915). Die Jasser (1913).

auf. Aber sie mußte es ja tun — wegen der Kinder. Eine Mutter darf nicht an sich denken, da, wo das Wohl ihrer Kinder in Betracht kommt.

Maria-Louise wandte den Kopf und blickte mit müden, übernächtigen Augen zum Fenster hinaus. Vor ihr auf der Straße ging ein altes Weiblein, das in einen schwarzen Shawl gehüllt war und einen kleinen Jungen nach sich zog. Der Junge hatte von der Kälte ganz rote aufgeschwollene Händchen, und in seinem schmalen Gesicht stand ein großes Leid geschrieben. Er mußte sehr müde sein oder dann Hunger haben. „Vielleicht hat er keinen Vater mehr, der für ihn sorgt," dachte sie. Sie stand jetzt auf und ging etwas im Zimmer herum. Dann wieder blieb sie stehen und horchte nach der Türe hin. Siril mußte jetzt jeden Augenblick kommen. Und dann wollte sie reden mit ihm. Sie fühlte ja selbst, daß das, was sie sich zu sagen hatten, keinen Aufschub mehr vertrug. Aber freilich — er hatte eine sehr schlechte Nacht gehabt. Vielleicht, daß er sich da das Frühstück auf sein Zimmer bringen ließ. Sie schritt wieder nach dem Fenster hinüber und blickte hinaus. Die Frau und der Junge waren in der Ferne nur noch als zwei kleine schwarze Punkte zu sehen. Aber sie gingen jetzt in der Sonne, diese beiden Punkte.

Maria-Louise öffnete das Fenster. Sie hatte plötzlich ein Gefühl, als wenn sie in dieser Zimmerluft nicht länger atmen könnte. Dieses Warten war schrecklich. Es brachte sie um den Rest ihrer Fassung. Sie dachte jetzt daran, ins Freie zu gehen. Vielleicht, daß ihr das wieder etwas mehr Kraft gab, und inzwischen hatte Siril gefrühstückt ... Sie zögerte noch einen Augenblick, dann kleidete sie sich rasch an. Sie hatte es jetzt plötzlich sehr eilig. Unten im Hausflur begegnete ihr der Bäckerjunge. Er grüßte sie etwas linkisch und sagte: „Es ist sehr kalt heute."

„Ja, es ist kalt," sagte sie, und dann stand sie schon draußen und bog in die Seitenstraße ein, die nach dem Wiesenweg hinauf führte. Der Schnee war hartgefroren und knirschte unter ihren Füßen. Bei jedem Schritt, den sie tat, zitterte ein kurzes hartes Singen durch die Luft. Sie dachte daran, daß sie einmal an Sirils Arm durch diese Schneelandschaft gewandert war. Es war Abend gewesen. Sie hatten den Tag zu Hause verbracht, und erst als es zu dunkeln anfing, war ihnen die Lust am Wandern gekommen. Siril hatte draußen den Arm um sie gelegt, und bei jedem Schritt, den sie taten, hielt er sie fester an sich gedrückt. Bis sie einander so nahe waren, daß sich ihre Lippen fanden. Und dabei hatte er ernsthaft gesagt: „Ich finde es sehr hübsch, dieses Wandern im knirschenden Schnee. Es ist, als wenn man von einem uralten Berglied begleitet würde."

Ja, damals hatte sie ihn noch ganz besessen. Da war jeder Tag ein Sonntag für sie gewesen. Sie erinnerte sich daran, daß sie zuweilen am Morgen aufgewacht war und gedacht hatte: „Ist es möglich, daß man so glücklich sein kann?" Später freilich hatte sich in dieses Glück so etwas wie Angst gemischt. Es kamen Tage, da Siril nervös und verstimmt war. Er hatte dann immer etwas zu tadeln an ihr. Einmal hielt sie sich schlecht. Dann wieder mißfiel ihm das Kleid, das sie trug. Zuweilen auch schickte er sie zum Coiffeur, um sich anders frisieren zu lassen. Es wollte ihn plötzlich so häßlich dünken, wie sie gekämmt war. Dann kam sie wohl schön frisiert nach Hause, aber die Frisur verstand sie meistens nicht nachzumachen. Und damit war für Siril ein neuer Verdruß da. Er nannte ihr jetzt Frauen, die sie sich zum Vorbild nehmen sollte. Und sie hatte sich in neue Konferenzen mit der Schneiderin gestürzt, hatte stundenlang vor dem Spiegel gestanden und mit ihren Haaren gekämpft, bis sie sich eines Tages sagte: „Das ist ja alles furchtbar unnütz, was du da tust. Wenn er dich liebt, liebt er dich, wie du bist, und nicht, wie du sein könntest. Die Liebe baut sich auf keine Phantasiegebilde auf. Sie ist entweder da, mächtig und stark wie ein Gott, der über alles zu lächeln versteht, oder sie ist nicht da. Und damit öffnen sich dir all die Türen, durch die das Leben in seiner Härte und Grausamkeit an dich heranschleicht und dich zu seiner Sklavin machen möchte." Aber an dem Tag, da sie sich das sagte, da war sie bereits Sirils Sklavin gewesen. Da hatte es schon begonnen, das Schweigen und Verzeihen.

Und Siril hatte nach Manier kleiner Kinder immer mehr von ihr verlangt. Und sie hatte ihm alles gegeben. Ihre Frauenwürde, ihren Stolz, ihr eigenes Ich. Und an dem Tag, da sie ihm nichts mehr zu geben hatte, da hatte er sich von ihr abgewendet. Und dann war jene andere Frau in sein Leben getreten ... Maria-Louise war es jetzt fast gleichgültig, wer jene Andere war. Sie empfand nur noch einen brennenden Schmerz darüber, daß sie es nicht gewesen war, die ihn hatte halten können. Denn ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß auch jene andere Frau Siril nicht glücklich machen konnte. Daß er auch sie wieder verlassen mußte. Als ein ewig Suchender würde er durch die Welt gehen. Denn heute wußte sie es. Siril war nicht der Mann, der von einer Frau ausschließlich geliebt sein will. Er verlangt noch etwas anderes von ihr: er möchte beständig ein Wunder in ihr sehen. Das Wunder, mit dem sie am ersten Tag vor ihn hintritt.

Maria-Louise blieb jetzt stehen; dann schritt sie den eben gekommenen Weg langsam wieder zurück. Die Einsamkeit, in der sie sich befand, bedrückte sie plötzlich wie etwas Schweres, Schmerzhaftes. Ihre Blicke glitten fast ängstlich über die flimmernden Schneefelder nach dem Städtchen hinab. Dort unter den Giebelhäusern suchte sie etwas. Sie suchte ein großes weißes Haus mit einem breiten Schindeldach. Unter diesem Dach saßen jetzt Marlies und Inge und horchten mit ernsten Gesichtern auf das, was ihnen der Lehrer zu sagen hatte. Ein Lehrer hat seinen Schülern viel zu sagen. Ernstes und Fröhliches. Aber das Schwere, das muß ihnen die Mutter sagen. Dann tragen sie es am leichtesten. Maria-Louise blickte noch immer nach dem großen Schindeldach hinüber. Und dabei dachte sie: „Ob ich je den Mut haben werde, ihnen die Wahrheit zu sagen? Vielleicht werde ich ihnen von einer Reise erzählen, die der Papa machen wird. Aber es muß dunkel sein, wenn ich das sage. Eine Mutter kann nur im Dunkeln vor ihren Kindern lügen."

Maria-Louise schritt jetzt wieder weiter. Aber sie suchte sich einen andern Weg aus als den, den sie gekommen war. Sie konnte nicht anders, sie mußte das große Giebelhaus jetzt ganz in der Nähe sehen. Vor zwei Jahren war sie mit Inge an der Hand diesen Weg gegangen. Es war Frühling gewesen, und oben im Himmelsblau hatten die Bergschwalben gegirrt. Aber Inge und sie mochten nicht so recht in den Jubel des Tages miteinstimmen. Sie waren beide recht traurig, weil sie sich von nun an so viele Stunden im Tag missen sollten. „Mama, wirst du weinen, wenn du jetzt dann allein bist?" hatte sie Inge vor der großen Schulhaustüre gefragt. Und sie hatte geantwortet: „Wie sollte ich, Inge, da ich dich so gut aufgehoben weiß." Aber nachher hatte sie dann doch geweint. Sie mußte ein ganz kleines Seitengäßchen für den Heimweg einschlagen, weil ihr immer wieder die Tränen kamen.

Daran mußte Maria-Louise jetzt wieder denken, als sie das große Haus mit den vielen blitzblanken Fenstern und dem großen freien Platz vor sich sah. Im Sommer tummelte sich auf diesem Platz ein junges ausgelassenes Volk. Und auf den Bänken saßen Kindermädchen und wiegten kleine schreiende Püppchen in den Schlaf. Und da waren Hunde und Katzen, die sich stritten. Und Drachen, die in die Höhe steigen sollten und es trotz unendlicher Mühe nicht über einen kurzen Käferflug hinausbrachten. Das alles war so schön mitanzusehen. Aber das Herz mußte einem dabei leicht und frei sein. Maria-Louise war jetzt fast dankbar, daß es Winter war und so stille auf dem Platze. Niemand würde sich wundern, daß sie an dem Zaun stand und nach den blanken Fenstern emporblickte. Vom nahen Kirchturm herab schlug jetzt die zehnte Stunde. Schwer und langanhaltend zitterten die Schläge durch die kalte Morgenluft.

„Jetzt werden sie Pause haben," sagte sich Maria-Louise. „Ich will hier stehen bleiben und warten. Vielleicht, daß ich sie aus der Ferne sehen kann. Das wird mir den Heimweg leichter machen." Sie trat ganz nahe an den Zaun heran. Vor ihr im Schnee hatte sich ein Spätzlein niedergelassen. Das wartete auch. „Armes, kleines Ding," sagte sie zu ihm, „wenn ich dir nur etwas zu geben hätte ..."

Drinnen im Schulhaus ertönte jetzt eine Klingel. Gleich darauf ging ein hef-

tiges Poltern die Treppen herab. Das Spätzlein neben Maria-Louise schien es auch zu hören. Es reckte das magere Federhälschen und begann unruhig mit dem Schwanz hin- und herzuwippen. Und als sich drüben die große Türe öffnete, breitete es die Schwingen aus und flog davon. Es flog gradaus, dem kleinen jubelnden Volk entgegen. „Sie werden es füttern da drüben," dachte Maria-Louise. „Könnte ich doch auch hinübergehen." Ihre Augen begannen jetzt nach zwei blauen Schürzen zu suchen. Aber es gab viele blaue Schürzen und ebenso viele braune und blonde Zöpfe, die sich da herumtrieben. Aber schließlich kam doch ein Lächeln auf Maria-Louisens Gesicht. Sie hatte Marlies entdeckt und gleich darauf auch Inge. Sie schienen einander etwas zu sagen zu haben, denn sie kamen wie zwei Stoßvögel aufeinander zu. Und jetzt lachten sie. Maria-Louise war es, als könnte sie sich nicht sattsehen an diesem frohen Kinderlachen. Aber da ertönte auch schon die Glocke wieder. Alle drängten sie wieder nach der Türe hin. Und gleich darauf war es wieder ganz still auf dem Platze. Maria-Louise blieb noch einen Augenblick wartend stehen. Aber auch das Spätzchen kam nicht mehr zurück. Da zog sie den Schleier übers Gesicht und machte sich auf den Heimweg. Sie wußte wohl, daß es jetzt Zeit war, nach Hause zu gehen. (Schluß folgt).

Philiskos.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Emma Krall, Zürich.

(Schluß).

Philiskos arbeitete indessen mit unermüdlichem Eifer und wachsender Begeisterung an seinem Werke, sodaß er alles andere tagsüber aus den Augen verlor und erst des Abends dazu kam, sich trübe Gedanken zu machen, wenn seine Mutter, obwohl zurückhaltend, ihre Meinung über die künftige Schwiegertochter durchscheinen ließ und ihn mit unbestimmten Aeußerungen beunruhigte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß einer der einflußreichsten und wohlhabensten Bürger der Stadt, ein gewisser Hippolytos, sich eifrig bei ihrem Vater um sie bemühe.

Dies hätte keinen tiefern Eindruck auf Philiskos gemacht, der einer einmal gewonnenen Meinung treu zu bleiben pflegte; allein bei dem Bunde der Liebenden fehlte immerhin die sichernde Basis des Hergebrachten. Das Mädchen war auch in seinen Augen, wie in denen aller andern, Eigentum des Vaters, bis es durch dessen Entscheid in andern Besitz überging. Und was das zarte Seelenband betraf, das sie mit ihm verband, so mußte er sich sagen, daß er Theodora nur bei der Werbung längere Zeit gesprochen habe und daß ihre künstlerische Begabung und ihre Anmut ihm bis dahin der einzige Schlüssel zu ihrem Wesen und der Grund seiner Liebe gewesen sei. Da er sich dazu als still und schwerfällig im äußern Verkehr kannte und sein gehaltenes Wesen für weit weniger anziehend hielt, als es war, so begann sein Zweifel an der Menschheit auch sein Vertrauen auf die Geliebte anzufassen, und er meinte selbstquälerisch, sie sei nicht einmal recht zu tadeln, wenn sie sich von seinem plötzlichen Hervortreten habe überrumpeln lassen und nun zu anderer Ueberzeugung gelangt sei.

Dies hinderte ihn nicht, ihr Bild, wie es in seiner eifersüchtigen und heißen Liebe nun schon in ihm lebte, fast immer halb oder ganz bewußt zu fühlen, wie eine Art süßer Musik, die all sein Tun leise, aus der Entfernung, begleitete, und fast täglich bei sich die zärtlichsten Gespräche mit ihr zu führen, im Anschluß an die Besprechung in der Orangenlaube.

So rückten alle die schwebenden Verhältnisse in fast unmerklicher Bewegung ihrer Klärung entgegen, und mit einem Mal war die entscheidende Woche für den Wettkampf der Bildner herbeigekommen.

Philiskos schaffte, ohne sich Ruhe zu gönnen, und kam in den letzten Wochen erst spät nachts heim. Dann, wenn die Begeisterung und innere Arbeitskraft ihn nicht mehr hielten, mit müden Schritten, aber mit leuchtenden Augen und mit einem Gesicht, das in der Verschärfung der Konturen edler und durchgeistigter aussah als sonst.